

# Die Entführung.

Roman von H. Groner.

## 2. Fortsetzung.

In einer Fabrik vielleicht? In der blauen Bluse? höhnliche Ironie. Herr von Lassony zuckte zusammen. „Es ist so gefährlich — was Sie da vor schlagen“, jammerte er. Diese Bemerkung beantwortete Biron nur mit einem verächtlichen Blick.

„Für nichts ist nicht einmal der Tod“, sagte er dann ruhig. „Jedenfalls ist für uns die Sache leichter zu machen als für Leute aus der Umgebung Bräuners. Wer wird auch nur mit einem Gedanken an uns denken? Die Familie, die Bekannten Bräuners, sowie die Polizei werden nicht einmal ahnen, daß wir die Hand im Spiele haben — das heißt, wenn Sie nicht etwa den Kopf verlieren.“

Aber dazu ist gar keine Veranlassung; Sie haben bei der ganzen Sache eine sehr genaue Ortsbeschreibung zu geben — eine sehr genaue, sage ich, denn ich will schnell und sicher vorgehen können. Und natürlich beanfrage ich — sagen wir, ein Drittel vom Verdienst. Das ist ohnehin sehr bescheiden.“

Herr von Lassony nickte. Er fuhr sich durch das Haar und wiederholte voll Angst und Hoffen: „Vom Verdienst! Sagen Sie lieber aufrichtig von dem Einbruch.“

„Alles Einbruch“, gab Ironie ruhig zu und fuhr dann argwöhnlich fort: „Was fällt Ihnen denn schon wieder ein?“

Lassony war nämlich emporgeschrien und lachte grimmig.

„Es ist mir eingefallen, daß diese Bepflanzung überhaupt nutzlos ist.“

„So?“

„Ja. Bräuner hat gewiß nicht so viel Bargeld zu Hause, wie wir brauchen — und Wertpapiere können wir doch nicht veräußern.“

„Warum nicht? Ich reiche natürlich damit, nur wenig Bargeld, aber genug Wertpapiere zu finden.“

„Man wird sie per Telegraph alten Banken und Wechselstuben bekannt geben.“

„O ja, das wird man tun — aber nicht rechtzeitig. Natürlich hole ich sie nachts. Das Zimmer, worin sich Bräuners Kassenschatz befindet, liegt, wie Sie sagten, weit weg von den Wohn- und Schlafräumen der Familie. Ich werde also ungestört operieren können. Man wird den Einbruch selbstverständlich im Laufe des nächsten Morgens entdecken — aber eher eine von Erlenshof nach der nächsten Drischhof, also nach Groß-Engersdorf, kommt, und ehe von dort aus die Behörden den Telegraphen spielen lassen kann, bin ich längst zu Fuß oder per Bahn in Wien, und wir beide haben die Papiere zu Geld gemacht. Das kann schon zwischen 8 und 9 Uhr morgens geordnet sein, und bis die Wechselstuben ein Aufsehl bekommen, sitzen wir schon in irgend einem Zuge und dampfen davon.“

Herr von Lassony atmete auf.

„Sie glauben also, daß es so geht?“ fragte er zaghaft.

„Ein Diener lachte laut auf: „Was für ein Falschbrot Sie haben! Natürlich! Natürlich ist's riskant, aber — denken Sie nach: Sind wir etwa die ersten, die Wertpapiere hehlen und sie ungehindert in Geld umwandeln? Sie verstehen doch? — Gerade in diesem Falle wird — nein, muß es gelingen.“

Lassony nickte nur.

„Sie hätte jetzt nicht sprechen können; seine Zähne schlugen aufeinander.“

„So. Jetzt reden wir weiter“, sagte Ironie leibhaftig. „Trinken Sie aber vorher, gnädiger Herr! Trinken Sie, das wird Ihnen den Frost vertreiben. Und das ist notwendig. Denn Sie müssen wohl aufpassen. Mein Plan ist nämlich schon fertig. Sie brauchen ihn nur noch zu genehmigen.“

„Kann und niemand hören?“ murmelte Lassony verwirrt.

„Nur Sie“, sagte er lächelnd.

„Daran denken Sie ein wenig spä“, meinte er spöttisch. „Aber seien Sie ganz unbeforgt, hier hört uns keiner. Es ist doch ein Erdzimmer, an das Ihr Schlafgemach und mein Zimmer grenzen; wir können also ungehindert über die Sache reden. Es drängt ja auch. Um die Mittel zu haben, sie durchzuführen, müssen wir manches von Ihrer Habe verkaufen, dazu brauchen Sie Zeit. Und in einem Monat etwa müssen Herr von Lassony und die Gmadsch zurückbekehrt sein. Heute noch muß alles besprochen werden.“

„Wie gleichmütig er redet! Wie gemütlich er dabei eine Phrasen in Brand steckt!“

Herr von Lassony bewunderte ihn. Die armetliche Dummheit schaut mit einer Art andächtigen Grauens an den großen Verbrecher auf.

„Nur reden weiter, reden ganz allein, reden Sie klar und verständlich, daß ich in dem jetzt recht werden kann! Lassony's ein völlig deutliches Bild von dem entstand, was demnach geschah sollte.“

Ein paar mal wachte sie der Rum-

me Zuhörer den Schweiß von dem bleichen Gesicht, ein paar mal seufzte er, stöhnte er laut, und als Biron zu Ende gekommen war und nur der graufame Zug um seinen Mund noch zeigte — da schluderte Herr von Lassony ein paar mal kraampfhast; er meinte, an der Bergelast, die der andere auf seine Seele gewälzt hatte, ersticken zu müssen.

„Es war nach Mitternacht, als Ironies Darlegungen beendet waren, und er, sich erhebend, ganz ruhig sagte: „So, und nun denke ich, gehen wir schlafen.“

„Er reichte — was früher noch niemals gesehen war — seinem Herrn die Hand. Lassony — ganz gebrochen, ganz willenlos geworden — schaute ihn eine Weile verwundert mit fieberhaft glänzenden Augen an, dann legte er seine feine, weiße Hand in die breite, kurzfingerige Taste, die sich ihm entgegenstreckte.“

„Wie blödsinnig schaute er dann dem Hinweggehenden nach.“

„Er ist zu stark, um nur Diener zu sein“, sagte er sich, „er ist eine Herennatur. Wenn ich das früher beachtet hätte! Jetzt ist es zu spät. Was wird er nach einem Jahr sein? Mein Feind? Mein Freund?“

Ein Schüttelfrost machte seinen schlanken Leib erschauern, während er in sein Schlafzimmer schlüpfte.

„Schlafen — er kann schlafen“, murmelte er, und ein Gefühl des Weibes, das sich abermals mit Bewunderung betrachtete, erhob sich in seiner gemarterten Seele.“

Schlafen — auch er versuchte zu schlafen — aber zwischen ihm und dem Schlaf erhob sich das Gespenst des Schreckens.

„Mit weit offenen Augen starrte er in die ihn umgebende Finsternis.“

## Zweites Kapitel.

Der Oktober ging zu Ende. Ein blaues Himmel wölbte sich über dem Marchfeld, nur über den Donauauen schwebten ein paar Wolken, die wie Silber schimmerten.

Und wie Silber schimmerten die windbewegten Blätter der Pappeln, die in langer Doppelreihe von der Landstraße nach einem städtischen Gehöft führten, das an einem der Donauarme lag.

In diese lange Allee bog soeben eine Reiterin, eine junge Dame von sympathischem Aussehen, ein.

Ihre schönen dunkeln Augen schauten über das flache Land hin, das durch die uralten Silberpappeln hindurch sichtbar wurde und auf dem da und dort ein Landmann mit seinen Tieren und seinem Flug dunkle Flecken zog. Diese Gegend war nicht übermäßig schön, wenigstens nicht für die Augen eines Fremden. Aber Fräulein Johanna Milesta's Augen waren wohlvertraut mit dem Bilde, und ihr Herz hing mit allen Fasern an dem etwas melancholischen, weiten Landstrich, der ihr zur Heimat geworden war.

Wie oft hatte sie sich am Rande dieser Felder Blumensträuße gepflückt! Wie oft war sie mit ihrem Onkel in die Umgegend zur Jagd gegangen! Jeden Baum und Busch kannte sie hier, jede Straße und jeden Pfad, jeden Steg, der über die vielen Wasserläufe führte, die die schier endlosen Donauauen zu Inseln machten.

„Ja, sie war hier daheim — das sagte der warme Blick ihrer Augen, das sagte das freundliche Lächeln ihres Mundes.“

Ganz langsam ließ sie ihren Rotzuchs gehen, den ihre geübte Hand trotz seiner Lebhaftigkeit leicht regierte. Jetzt aber machte das prächtige Tier einen mächtigen Satz. Verwundert aufblickend, sah die junge Dame ein alles Weib am Wege stehen. Die häßliche Alte hätte hundert Jahre vorher sicherlich noch für eine Jähre gegolten, aber Johanna Milesta wußte, daß die Alte alles weniger als eine Jähre, ein einsilbiges, gutmütiges Weibchen war, das sein Leben mühselig vom „Waldbiegen“ fristete. Schwämme, Beeren und Kräuter, Moos zur Streu für Vieh das bot ihr der Wald, um damit zu handeln, und Fallholz zum eigenen Gebrauch.

Johanna hielt das Pferd an und nickte der Alten zu.

„Nun, Hausleutnerin, wie geht's?“ fragte sie freundlich.

„Nun, die Hand, Fräul'n“, versetzte die Alte. „Nun, 's geht gut. Noch ist der Winter nicht da. Die Weiden fangen noch mal an zu blühen. Da hab' ich ein Bündel zusammengebracht.“ Sie war für Fräulein Johanna bestimmt, eine Braut und Blumen gehörten zusammen. Hat eine glückliche Braut und Blumen.“

„Eine glückliche Braut“, flüsterte Fräulein Milesta vor sich hin, während sie eigenhändig lächelnd die Blumen empfangen und die Hand der Frau festhielt.

„Ihr habt Euch oft geduldet für mich Hausleutnerin.“ Lächelte sie herzlich. „Dafür müßt Ihr Euch ein Glas Wein kaufen. Und wenn der Schnee kommt, wird Tante Ida den da für sorgen, daß Ihre Herd nicht kalt und leer bleibt. Nun laßt, daß Ihr bestimmt, der Wind wird härter, und das tut nicht gut für Euren Körper.“

„Fräulein Milesta hatte der Alten

eine Krone in die Hand gedrückt, nicht ihr nochmals zu und ritt weiter. Die alte Frau schaute ihr mit freundlichem Blick nach, dann humpelte sie fort.

„Der liebe Herrgott soll ihr alles Leid aus dem Wege tun“, sagte sie inbrünstig, „Ihr und den Bräuners, denn die haben goldene Herzen!“

Fräulein Milesta ritt gedankenvoll weiter.

„Glückliche Braut!“ Die beiden Worte hatten so manche Gedanken in ihr erweckt. Plötzlich schlug ein Hund an.

Sie hob den Kopf und blickte dahin, woher der Laut gekommen war. Da hellten sich ihre Züge auf. Der mit seinem Hund da aus dem Walde heraustrat, war ihr ein guter Freund.

Wieder hielt sie ihren Rotzuchs an.

„Was rechnen Sie denn schon in aller Frühe?“ rief sie dem rasch Herantommenden heiter zu.

„D — nichts von Belang“, entgegnete er und sprang über den breiten Weggraben. Mit noch rotem Gesicht stand er jetzt neben ihr und reichte ihr die Hand, die sie herzlich drückte.

Dann erst klapperte er das Notizbuch zu und schob es eilig in die Rocktasche.

Dabei zeigte der junge Mann eine Verlegenheit, die Fräulein Milesta nicht begriff. Diese Verlegenheit wich auch nicht, als er dann, neben ihr stehend, von allerlei sprach. Wo sie gewesen sei, fragte er, und nachdem er erfahren, daß sie in der Apotheke von Groß-Engersdorf ein Einreibmittel für ihre Tante geholt, redete er unermüdet mit merkwürdiger Hast von dem ausgezeichneten Wildbrehn und den guten Ausflüssen für die Jagd.

Auch von seiner Mutter sprach er — auch das völlig unermüdet; dabei wurde er aber wirklich warm, was vorher bei dem Gesprächsthemata über die Jagd nicht der Fall gewesen.

Und doch war er, der künftige Weidmann, seinem Beruf mit Leib und Seele ergeben, das wußte Johanna Milesta genau. Noch viel mehr freilich liebte er seine gute alte Mutter — auch das wußte sie — warum also redete er so sprunghaft über diese zwei ihm liebsten Dinge?

Und warum empfahl er sich jetzt so rasch und wieder so unermüdet? Fräulein Milesta schaute ihm verwundert nach, wie er zwischen den Bäumen verschwand.

„Was hat er nur?“ dachte sie und wunderte sich im stillen. „Zehn Minuten später war Johanna zu Hause.“

Lois, der Stallbursche, nahm das Pferd in Empfang, und Johanna stieg, noch immer verjornt, die vier Stufen zur Veranda, die nach dem Flureingang führte, hinauf.

Dieser Hausflur war eigentlich eine weite, gemütlich eingerichtete Halle, in die durch die hohen Fenster und die mit dünnem Glas versehene Doppeltür viel Licht hereinströmte.

Auch ein gewaltiger Racheofen stand im Hintergrunde, ein Beweis, daß der große Raum auch in der kalten Jahreszeit benützt wurde.

„Guten Morgen, Tante! Wie hast Du geschlafen?“

Mit diesen Worten legte Johanna Hut und Reiterteig weg und beugte sich über eine kleine, hagere Frau, die in einer fensterfernen Ecke saß.

Das Gesicht der Frau ließ auf körperliches Leiden schließen; festschneidende hagere, bleiche Frau gesund zu sein. Dafür sprach die hellere Ruhe, die aus ihren Augen blühte.

„Gut war die Nacht, Hanna, recht gut“, erwiderte sie. „Es wäre wirklich nicht nötig gewesen, daß Du die Einreibung holtest. Der Schmerz in der Schulter ist schon vergangen.“

„Um so besser, Tantchen. Der morgentliche war herzlich. Amherin läßt Dir die Hand küssen. Ich traf ihn beim Wetterreue, und er hat mich ein Stück Weges begleitet. Er war so seltsam heute.“

„Seltsam?“

„Nun — so zerstreut, so sprunghaft in seinen Reden. Das ist man an ihm gar nicht gewöhnt. Hast Du schon geschürkelt?“

„Nein, Kind! Ich habe auf Dich gewartet.“

„Und Onkel?“

„Der hat schon Kaffee getrunken. Er ist zu dem Holzschläger hinausgeritten.“

„Soll die Anna das Frühstück hierher bringen?“

„Nein! Ich habe drinnen beden lassen. Bitte, fahre mich.“

„Ja, Frau Emma Bräuner mußte in einem frohen Geisteszustand sein, wie sie schon seit einigen Jahren gewöhnt.“

Das war auch der Grund, weshalb es in dem eben so behaglich wie elegant eingerichteten Quartier der alten, schönen Haushälterin, das einstmals Jagdschlößchen gewesen, keine Tische gab; alle Räume waren mit Pinselwerk belegt ohne Tischweile.

Frau Bräuner, noch immer sehr lebhaft und tatkräftig, führte auch jetzt noch ein ganz mildes, aber festes Regiment im Hause, und dazu mußte sie bald da, bald dort

sein. Während ihre Nichte den Fahrstuhl in das Speisezimmer schob, seufzte die Kranke.

„Nun, was gib'ts, Tantchen?“ fragte Johanna.

Da seufzte Frau Bräuner noch einmal und sagte: „Du kannst Dir gar nicht denken, wie die Götter an den Fenstern mich beugen.“

„Sie waren aber doch wirklich notwendig geworden.“

„Gewiß, Kind, sonst hätte sie der Onkel nicht so schnell anbringen lassen. Daß wir noch einen Einbruchsvorfall erleben mußten!“

Dente doch nicht immer daran, Tante! Es regt Dich ja immer wieder auf, und das sollst Du vermeiden. Sei froh, daß es beim Versuch geblieben ist, und daß die Zigeuner aus der Gegend verschwunden sind.“

Ein wenig später saßen die beiden Damen beim Frühstück und sprachen von Haushaltungsangelegenheiten. Da meldete das Stubenmädchen Anna den Herrn Forstadjunkten v. Amberg.

Der junge Mann brachte verschiedene Zeitungen und Briefe und erkundigte sich nach Frau Bräuners Befinden. Es war schon öfters vorgekommen, daß er dem Groß-Engersdorfer Briefträger, einem alten hinkenden Mann, auf halbem Wege die Posttasche für den Erlenshof — Bräuners Besitz — abgenommen und an ihre Adresse befördert hatte.

Rudolf v. Amberg war ein sehr gutmütiger und gefälliger Mensch. Die drei plauderten eine Weile miteinander, dann empfahl sich Herr v. Amberg.

Er befand sich auf einem Dienstgang und war nur im Vorübergehen, um die Posttasche abzuliefern, in den Erlenshof gekommen.

Sein Gewehr hatte er in der Halle, und Nimrod, seinen schönen, rehbraunen Vorstehhund, vor dem Tore des abgegrenzten Anwesens gelassen. Johanna hatte ihn bis vor das Haus begleitet, sie redeten noch über dies und jenes, als hinter dem hohen Eisengitter, das in der ganzen Länge des Hauses die Umfassungsmauer des Gartens unterbrach, ein Reiter sichtbar wurde.

Es war ein kleiner, dicker, schon ziemlich bejahrter Herr, dessen kurze, geschnittenes, graues Haar das frische Gesicht noch frischer erscheinen ließ.

„So, so!“ rief er vergnüglich schmunzelnd herüber. „Finde ich euch wieder beieinander! Ihr habt ja merkwürdig viel miteinander zu reden! Na, wenn ich Dein Bräutigam wäre, liebe Hanna!“

Johanna lachte, während Amberg sie besah, dem Reiter das Tor zu öffnen.

„Ach, Onkel! Freiz ist nicht eifersüchtig!“ rief die junge Dame dem Heimkehrer zu. „Und Herr v. Amberg ist doch unser guter Freund, mit ihm werde ich doch reden dürfen.“

„Aber ja, Schatz! Eifersüchtige Dich nur nicht, entgegnete der alte Herr heiter und wandelte sich dann an den Adjunkten. „Nehmen Sie schon gehen? Ich hätte Ihnen gern meine neue Flinte gezeigt.“

Aber Herr v. Amberg hatte keine Zeit mehr. Er mußte in die Lobau hinüber, und wollte zu Mittag wieder daheim sein.

Carl Bräuner, der Besitzer vom Erlenshof, kam erst knapp vor dem Speisen dazu, die eingegangene Post zu lesen. Johanna hatte sie ihm neben seinen Keller gestellt.

„So! Na, gut ist's!“ sagte er, nachdem er den ersten Brief gelesen hatte.

„Was ist gut?“ fragte seine neben ihm stehende Frau.

„Ach, der Poigner ladet mich für heute zur Hasenjagd ein. Treffpunkt ist die düre Pappel. Um vier Uhr soll ich dort sein.“

„Wenn's nur nicht regnet um vier Uhr.“

„Auch ich nicht. Bis zum Abend hält's schon aus.“

„Du nimmst aber die neue, warme Jagdjoppe. Es geht ein kalter Wind.“

„Wenn es Dich beruhigt —“

„Gewiß beruhigt es mich.“

„Also die neue Jagdjoppe! Aber die Oberrümpel eräht Du mir doch?“

„Er sah ihr lächelnd in die schönen, klaren Augen. Sie nickte ihm heiter zu.“

„Ja, die Mühe mit den Oberrümpeln kommt erst um Weihnacht herum dran. Nun klingel, bitte! Anna soll die Suppe bringen. Du mußt doch Dein Schlößchen machen nach Tisch!“

„Ach“ meinte er, „heute wird nicht geschlafen. Vor acht Uhr komme ich gewiß nicht heim, da hätte ich, wollte ich nach dem Essen schlafen, ja gar nichts von Dir. Heute lese ich Dir vor.“

„Du!“ sagte er herzlich und drückte die Lippen auf ihre Hand.

„O, das sieht ja ganz feierlich aus!“ rief sie soeben in das Zimmer tretende Johanna. „Was bedeutet dieser erste Handkuss?“

Sie setzte sich neben die Tante und sah sie stichlich bewegte Frau mit zärtlichen Augen an.

„Dieser Handkuss war der Punkt hinter einer Liebeserklärung“, antwortete Bräuner freundlich.

„Du der ich Deinen Onkel gezwungen habe“, seufzte Frau Emma unter Tränen täuschend hinweg, und sah dabei sehr glücklich aus.

Fräulein Milesta seufzte.

„Nun — was sieht dich an?“ fragte ihr Onkel.

Sie schaute nachsinnend ins Weite. „Einen Vergleich habe ich gezogen“, sagte sie dann leise.

„Zwischen?“

„Zwischen Euerem Verhalten und Empfinden —“

„Und zwischen dem — verzeihe — lebernen Verhältnis, das zwischen Dir und Deinem Bräutigam besteht. Nicht so?“

„Ja, Onkel!“

„Ach, lieber Onkel“, unterbrach ihn seine Nichte, „als ob Du nicht auch viele Interessen hättest!“

„Aber ich bin kein Sportmann! Doch da kommt die Suppe! So, Anna — heute trinke ich roten Bier, undneunziger, der Wind weht verpficht scharf, und da will ich's warm im Leibe haben.“

„Was hast Du denn vor, Onkel?“ fragte Johanna.

„Förster Poigner hat mich eingeladen, heute mit ihm Hasen zu schießen.“

„Merkwürdig, daß Herr von Amberg davon nichts erwähnte“, meinte Johanna und erkundigte sich, ob der Onkel seinen Hund mitnahm.

„Nein, der Hund sollte zu Hause bleiben, weil Poigners „Flamm“ sich mit Bräuners „Treu“ nicht vertrug. „Flamm“ war nämlich eifersüchtig und „Treu“ nicht gerade sanftmütig im Verkeh mit seinesgleichen.“

Herr Bräuner trant heute den Kaffee nicht wie sonst in seinem im ersten Stock gelegenen Arbeitszimmer, sondern in der Halle, in der es einen sehr gemächlichen Fensterplatz gab. Von hier aus konnte Frau Emma auf die malerische Au hinüberblicken und auf die hochgemauerte Brücke, die den rühmenden Donauarm überspannt, der die Hernau von der Lobau trennt.

Auch jetzt sah Frau Emma an diesem ihrem Lieblingsplatz und sah mit so recht herzlichem Ausdruck auf ihren Mann, der ihr mit seiner angenehmen Stimme vorlas und da zwischen ab und zu einen Schluß Kaffee trant oder sich mit einem Blick erkundigte, in welcher Stimmung seine liebe Kranke sei.

„Ach, sie war in sehr guter Stimmung. Ganz behaglich war den beiden alten Leuten zumute.“

In den schönen, weiten Raum, in dessen Hintergrund eine eigene Treppe zu der Galerie emporführte, von der aus man in die Zimmer des Stockwerks gelangte, drang heller Sonnenschein; sein Licht und seine Wärme mischten sich mit Blutzugeln und der Wärme, die dem großen Racheofen entströmte.

Dem Ofen gegenüber tickte eine alte englische Standuhr in prächtig geschnittenem Gehäuse.

Als diese Uhr drei schlug, legte Frau Emma die Hand auf ihres Mannes Arm.

„Jetzt mußt Du Dich zurechtmachen“, sagte sie, „sonst läßt Du Poigner warten.“

Da klopfte Bräuner das Buch zu, meinte aber:

„Ach, so eilig hab' ich's nicht. Ich bin doch in einer halben Stunde dort.“

„Du wollest vorher noch wegen der Kletterrosen mit Signer reden.“

„Richtig! Siehst Du, das hatte ich schon wieder vergessen. Hab' ich's vorher nicht gesagt, daß ich die weite des Hauses bist, die an alles denkt? Freilich muß der Signer heute noch nach Aspern hinüber und die Rosen holen — gelbe Kletterrosen. Sie sollen im Frühjahr neben uns nicht stehen gelassen werden. Das wird sehr hübsch aussehen. Aber die Hauptsache ist, daß —“

„Daß die arme Witwe Geld in die Hand bekommt“, unterbrach ihn Frau Emma.

„Ja, Du Gute, das wollte ich sagen. Die Frau braucht die vierzig Kronen sehr notwendig, und ich will dich ja nicht lassen. Also ich werde dich gleich mit Signer über die Sache sprechen.“

noch immer solch' zarte Aufmerksamkeit leisten für sie.

Daß ihr Leben noch so reich ist, daran denkt die weite, kranke Frau, und lächelt glücklich, und dann fliegt eine feine Rote über ihr liebes, gutes Gesicht.

Ihr Mann, der zuerst zu Signer gegangen ist, hat nicht vom Gärtnerhause den Weg zur Jagd angetreten, sondern ist zum Hause zurückgekommen, um sie nochmals zu grüßen. Mit seinen stets lebhaftesten Bewegungen zieht er die Jagdmütze und winkt ein paar mal zu ihr herüber. Dann schiebt er den verborgenen Riegel an der Gittertür zurück, klinkt die Tür auf und grüßt noch einmal herein.

Sie nickt ihm zu, dann sieht sie ihm nach, solange er noch zu sehen ist.

Schön ist die herbstbunte Au! Wie das grelle Sonnenlicht auf dem bunten Laub, auf den bemoosten Stämmen liegt! Und wie es in dem jähdarinschießenden Wasser drüben aufblitzt!

Erst jetzt bemerkte Frau Emma, daß der Wind sich schon fast gelegt hat.

Die Ranken der Kletterrosen, die vorher so weit hin und her geworben wurden, bewegen sich nur noch leise, und auch die zarten Zweige der Erlenen, die am Ufer stehen, wiegen sich nur sanft hin und her.

Diese Erlenen sind das bescheidene Ueberbleibsel jenes reichen Erlensbestandes, dem das einstufige Jagdschlößchen seinen Namen verdankt.

Wie Frau Emma diese schönen, alten Bäume, wie sie die ganze malerische Au liebt, die Jahr aus Jahr ein für sie so viele Reize hat!

Gerade jetzt, so bunt, so lichterfüllt ist die Au ganz eigen reizvoll.

Aber plötzlich ist aller Glanz fort — eine Wolke hat sich zwischen die Au und die Sonne gehoben.

Ganz kalt und trübe sieht jetzt alles aus.

Durch Frau Emmas Seele zieht ein unbestimmtes, aber entschlehen unangenehmes Empfinden.

Eine Weile noch schaut die kranke Frau zur Au hinüber. Aber sie wird nicht wieder hell, und da drüben rührt sich jetzt gar nichts mehr. Der Wind hat sich vollständig gelegt.

Das war Frau Emma nicht recht, denn es war gleich Regen zu erwarten — oder jener eiskalte, nasse Nebel, der so gern aus dem ewig feuchten Boden der Auen aufsteigt und selbst im Sommer oft vom Abend bis zum nächsten Vormittag manns- hoch die Gegend bedeckt.

Wie angenehm das für Jäger ist! Und wie bedrohlich für Bräuner, der so oft mit Rheumatismus zu tun hat!

Aber vielleicht kommt der Nebel erst mit der Nacht. Bräuner wollte doch zum Abendessen zurück sein.

Frau Emma drängte alle unangenehmen Gedanken von sich, griff nach einer Zeitung und las so eifrig, daß sie gar nicht auf die Zeit achtete.

Gegen sechs Uhr kam Johanna herein. Sie hatte rote Wangen und war sehr angekratzt. Sie war in ihrem Zimmer, wo sie Wäsche für die Groß-Engersdorfer Armen zugeschnitten hatte.

„Denke Dir, Tante, vierundzwanzig Frauenhänden und achtzehn Kinderhänden habe ich aus dem Stoff bekommen, den wir noch liegen hatten. Und jetzt sind noch ein Stück Schirting, zwei Stück weißer und zwei Stück farbiger Barchent da. Die alte Weiser kann sich mit dem Nähen ein hübsches Stück Geld verdienen.“

So plauderte Johanna eifrig, und Frau Emma ging lebhaft auf das Thema ein.

„Wohltun — so recht von Herzen wohlthun, das war ihre liebste Beschäftigung.“

Eine Zeitung blieben die beiden Damen bestimmen sitzen, dann ging Johanna wieder an ihre so eifrig begonnene Arbeit und Frau Emma ließ sich nach der Speisestammer setzen, wo sie mit Frau Kern, der Köchin, eine Revision der Wintervorräte vornahm.

Dann las sie von neuem. Um acht Uhr, die Zeit des Abendessens, fangen sich Tante und Nichte wieder im Speisezimmer zu sammen. Beide waren in besserer Laune; sie hatten auch guten Appetit, den sie jedoch nicht befriedigen wollten, bis sie auf den Tisch hin saßen, der noch nicht so war.

„Es war ein Viertel neun — es wurde halb neun — und noch immer kein Licht!“ In der Stube der Köchin, wo sie in Hause beschäftigt die Wäsche waschen, machte Johanna ein wenig Arbeit, dann las Johanna ein wenig Zeitung, und Frau Kern brachte ihr ein Glas Wein.

„Bräuner ging in sein Schlafzimmer, um sich umzusetzen, kam auch einmal zu seiner Frau, küßte ihren Mund ein wenig anders, legte sie Zeitungen so auf den Tisch, daß sie sie bequem erreichen konnte, und küßte ihr die Hand und ging.“

Sie schaute ihm freundlich nach, und er, ein mal wieder, küßte sie. „Gute Nacht!“ sprach sie noch. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sprach sie noch. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sprach sie noch. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sprach sie noch. „Gute Nacht!“